

Wandern very british – von Küste zu Küste

Coast to Coast durch Mittelengland

Text und Fotos: Barbara Schaefer

Wäre da nicht das tote Schaf auf dem Wanderweg gelegen, wer weiß. Vielleicht hätte ich mich leichtsinnig im Nebel verlaufen, wäre von den Klippen gestürzt oder vom höchsten Berg Englands. So aber war ich gewarnt. Das tote Schaf lag mitten auf dem Wanderweg. Der Kopf mit den gedrechselten Hörnern hat sich wie zum Schlafen hingelegt. Kaum höher als das tote Schaf sind die Heidekrautbüsche, so weit das Auge reicht, ziehen sie sich übers Moor, weiße Wuschel stechen daraus hervor, lebende Schafe. Der Wanderweg ist schmal. Ich versuche, einen Bogen um das tote Schaf zu machen. Der rechte Fuß tritt auf dunkle Erde. Glubb. Bis zum Knie stecke ich in etwas Schwarzem, in dem ich nicht sein möchte. Und das linke Bein dummdusslig hinterher – Glubb! Bis zu den Leisten versinke ich auf einen Schlag. Ich werfe den Oberkörper nach vorn, ziehe und zerre am Heidekraut und robbe an Land. Ich denke an Moorleichen, springe auf, brülle Fuck! Fuck! Fuck!, reiße den Rucksack herunter und esse alle Schokolade auf einmal auf. Ab sofort begegne ich der englischen Landschaft mit Respekt.

Im Norden des Landes ist ein geparktes Auto, an dem Wanderstiefel geschnürt werden, ein vertrauter Anblick. Dann schwärmt er aus, der Wanderer, und ward nicht mehr gesehen. In freier Wildbahn kann er stundenlang mutterseelenalleine bleiben. Entweder verschlucken ihn die schier unendlichen Fußpfade oder Regen und Nebel. Die Engländer haben eben Glück mit dem Wetter, mit britischer Logik betrachtet: Da es ohnehin fast jeden Tag mal regnet, spielt das Wetter grundsätzlich keine Rolle, man kann also jeden Tag wandern.

Das muss man auch, will man quer durch England von Küste zu Küste kommen. A. Wainwright hat diese Wanderung von der Nordsee an die irische See in den 70er Jahren beschrieben, Wainwright's Coast to Coast, ein Bestseller. 190 Meilen weit wandert man zwei Wochen lang durch drei nordenglische Nationalparks.

Robin Hood's Bay ruht in den Klippen der steilen Ostküste wie Juwelen im Beutel des romantischen Helden. Trotz der Namensgleichheit hat das Dorf mit dem Rächer der Enterbten nichts zu tun. 1973 wurde der tobenden Nordsee die größte Uferbefestigung Englands entgegengebaut. Was ich denn hier so alleine

mache, fragt der Wirt im Dolphin und zapft unverdrossen schaumloses dunkles Bier in Pint-Gläser. Pint? Man will gar nicht anfangen mit dem Umrechnen, sonst landet man bei Fahrenheit, Meilen, Yards, Feet und dem Englischen Pfund. Besser, man behandelt alles als lokale Größe. Ein Pint kostet zwei Pfund. Und wenn einem drei Pints nicht bekommen, dann versucht man es am nächsten Abend mit zweien. „Ah! Coast to Coast!“ trötet der zapfende Zyniker. Vor Jahren habe er den gemacht. Er würde es heute nicht mehr wandern, und er sieht auch nicht so aus, mit seinem Zapfhahnbauch.

Oben auf den Klippen beginnt die Wanderung. Hier kann man sich unmöglich verlaufen, der Weg führt immer an der Küste entlang. Links Schafe, rechts Möwen. Irgendwann biegt er nach links ab, nach Westen, weg vom Meer, hin zum Meer auf der anderen Seite der Insel. Robin Hood's Bay - der Ort, die Schafweiden und der Hafen - liegt im North York Moors National Park. Im Inneren des Parks wird es wilder und einsamer vor allem. Da beginnt das Moor, und da liegt das tote Schaf. Mein kleiner Hochmut gegenüber der zahmen Parks und milden Hügel Englands ist behoben. Den Abend verbringe ich in der Badewanne des Bucks Hotels in Reeth. Gerade so über dem Schaum ragt „Die Sturmhöhe“ von Emily Brontë, einer der drei tragischen Schriftsteller-Schwestern aus Yorkshire. Selbst Leute, die mit unseren Mooren vertraut sind, kommen oft vom Weg ab, heißt es da, und als dann von einem Sumpf die Rede ist, „dessen torfig feuchte Beschaffenheit die Eigentümlichkeit haben soll, die Leichname, die dort liegen, zu erhalten“, wird mir nachträglich mau.

Ob es Nebel ist, Regen oder Dunst, oder welches speziellen Wort die englische Sprache dafür bereithalten mag, man sieht nichts. Der Fußpfad verliert sich zwischen feuchten Wiesen, Schafe tauchen auf, verschwinden wieder, Markierungen gibt es nie. Wenig hilfreich sind die Karten. Auf denen ist jedes Haus und jeder Schafstall und jeder Pfad, der von einem zum anderen führt, eingezeichnet. Aber kein Wanderweg. Da schält sich aus dem Nebel ein Wegweiser und ich erkenne, welche Ausmaße britischer Humor annehmen kann. Der Wegweiser hat drei Arme, auf jedem steht „Footpath“. Fußpfad.

Ich trotze dem neuerlich mulmigen Gefühl, taste mich weiter einsam durch den Tag. Der Nebel legt sich auf die Ohren, alles wird dumpf. Ruinen von Bleibergwerken schälen sich aus dem Weiß, so perfekt gespenstisch, dass man sich zu so einem Wetter gratulieren kann. Winzige Wassertropfen hängen im

Gras, im Spinnennetz eines gebrochenen
Fensterrahmens, in meinem Haar.

Exzessives Wandern ist verwurzelt in der intellektuellen Tradition der Engländer. Der romantische Dichter William Wordsworth erwanderte sich seine Lyrik im Lake District, quälte sich „durch Berg und Tal mit der harten Fron des Verse-machens“, der Land-Art-Künstler Richard Long ging 1968 „A Ten Mile Walk“ durch die Landschaft des Exmoor, später lief er tausend Meilen in tausend Stunden; sein Freund und Kollege Hamish Fulton wanderte von Küste zu Küste, allerdings vom Norden Schottlands bis nach Südengland, die körperliche Betätigung des Wanderns, so Fulton, mache für die Landschaft empfänglich.

Englands Landschaft ist vom Menschen geformt, über Jahrhunderte haben die Farmer ihre Art von *landart* geschaffen. Von Schafweiden überzogen präsentiert sich das Land wie ein monochromer grüner Quilt, zusammengehalten aus grauen Nähten, den Trockensteinmauern. Sie winden sich steile Hänge hinauf, fassen Straßen und Wege ein, folgen Bachläufen, gekrönt von schweren Steinen, die das lose Werk zusammenhalten.

„Wir sind die einzigen hier, die nicht wandern“, Paul sagt es quietschvergnügt, schelmisch schaut er seine Frau Jane an. Sie kommen jedes Jahr in das Arkleside Hotel in Reeth, lassen sich wunderbar bekochen und nehmen anschließend einen Whisky in der Lounge. Sie feiern ihren 61. Hochzeitstag. Im Salon wird Wert darauf gelegt, die zarte Kaffeetasse zu balancieren, gleichzeitig Minz-Schokolade aus grünem Staniol zu wickeln und zu plaudern. Da sitzt man in tiefen, geblühten Polstersesseln, an den Wänden Stofftapeten, schwere Vorhänge gehalten von Bordüren und Troddeln, Jagdstilleben an den Wänden, Nippesfiguren auf Regalen, Kaminzimmeratmosphäre. In durchweg allen, eigentlich reizenden Hotels von Küste zu Küste wohnt man wie in einem Schaufenster von Laura Ashley. Woher kommt nur dieser notorisch nostalgische Drang der Engländer? Vielleicht will man wenigstens an einem Wochenende so leben, wie Adlige früher. Luxus ist in England streng konservativ. Um dem zu entfliehen kann man den Abend nur im sicheren Hafen des Pub beenden, laut und verraucht. Nicht ein einziges Mal treffe ich jemanden von einem feinen Dinner anschließend in einem Pub. Parallelwelten.

Das konservative und konservierende setzt sich im Nationalpark-Gedanken fort. „Den Vorwurf, ein lebendes Museum zu unterhalten, bekommen wir schon

zu hören“ bestätigt Sue Thompson, Ranger im Lake District National Park. Richtige Berge stehen hier, wie das Scafell, mit 978 Metern der höchste Berg Englands, schmale, tiefe Seen zergliedern die herbe Landschaft. Wäre dies kein Nationalpark, stünde am Seeufer ein Bungalow neben dem nächsten.

Das Scafell liegt am Weg von Küste zu Küste. In Stonethwaite beginnt der Aufstieg auf den höchsten Berg Englands, Stonethwaite ist der nasseste bewohnte Fleck Englands. Aber ein kräftiger Wind schickt die Wolken Richtung Kontinent, trocken komme ich bis zum Gipfel. Oben bläst ein Sturm, der mich Seithüpfer machen lässt, es wäre kaum verwunderlich, würden Schafe abheben und vorbeifliegen. Am Gipfel stehen vier irische Frauen, auf ihre Rucksäcke haben sie Sticker genäht „Coast to Coast – 190 Meilen“. Ja, im vergangenen Jahr hätten sie die Tour gemacht, in zehn Tagen. Schon haben sie die Rucksäcke wieder geschultert, wollen weiterziehen. Wie ist das denn gewesen, als sie schließlich am Meer ankamen? Haben sie gejauchzt? Im Gegenteil, es sei der Tiefpunkt der Wanderung gewesen, zum Depressionen-Kriegen. „Du bist so gewöhnt an das ständige Gehen, du bist so fit geworden, alles, was du zum Leben brauchst, hast du bei dir, du willst nicht mehr aufhören, zu wandern. Das Ende ist zum Weinen.“

Am letzten Tag verlasse ich den Nationalpark und kehre zurück ins normale Leben. Keine rustikalen, unverputzten Bauernhöfe sind mehr zu sehen, sondern Chemiefabriken und die Atommeiler von Sellafield. St. Bees ist von niederschmetternder Hässlichkeit. Eine Siedlung grauer Plattenbau-Einfamilienhäuser und ein Wohnwagenpark drängen zur Küste. Das Meer aber ist davon unbeirrt großartig. Auch im Dauerregen, der herniederdrischt. Im Tea-Shop sitzen auf angeschraubten Stühlen mit rotem Kunstleder patschnasse Menschen, rühren in ihren Tassen und blicken hinaus auf die bleigraue Fläche. Die Scheiben beschlagen. Lange gehe ich am rauen Strand spazieren, ich will am Meer sein. Wenn die Wellen zurückrollen, reiben faustgroße Kiesel mit einem kollernden Laut aneinander.

Barbara Schaefer

Auerstr. 44

10249 Berlin

Tel. +49 30 853 55 79

Mobil +49 171 544 6157

www.barbara-schaefer.de

kontakt@barbara-schaefer.de